



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ANDREI PIVOVAROV

INSIDE RUSSIA

Wie ich zum Staatsfeind wurde

Konzipiert und editiert
von Maria Lipkovitch

Übersetzt aus dem Russischen von
Irina Bondas, Anselm Bühling,
Henriette Reisner und Jennie Seitz

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von © Maximilian Gödecke

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

Factchecking: Daniil Fedkevich, provereno.media, Tallinn (Estland)

Lektorat: Niklas Bauer, Freiburg; Maria Lipkovitch, Berlin

ISBN 978-3-608-96725-8

E-Book ISBN 978-3-608-12614-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Vorbemerkung

Der nachfolgende Text wurde für die deutsche Publikation zunächst auf Russisch geschrieben und anschließend ins Deutsche übersetzt. Er beruht auf den persönlichen Erfahrungen Andrei Pivovarovs, dokumentiert zugleich historische und politische Ereignisse und enthält Schilderungen von Folter und Gewalt. Die im Buch vertretenen Ansichten, Einschätzungen und Wertungen geben eine persönliche Perspektive wieder.

Der Autor hat bewusst eine erzählerische Form gewählt. Dialoge und Gespräche wurden auf Grundlage seiner Erinnerungen und Aufzeichnungen sowie der bekannten Faktenlage rekonstruiert und im Sinn eines flüssigen erzählerischen Stils gestaltet. Sie sind daher nicht in jedem Fall als wortgetreue Wiedergabe des tatsächlich Gesagten zu verstehen.

Der Text enthält außerdem schriftliche Dokumente, darunter Briefe und Notizen Pivovarovs. Sie gelangten vor allem über die – von der Gefängnisverwaltung kontrollierte und zensierte – Gefangenengpost sowie über seine Anwälte nach draußen und wurden von Angehörigen und Unterstützern veröffentlicht. Diese wurden für die vorliegende Ausgabe behutsam ediert.

Alle überprüfbaren Daten, Geschehnisse, Namen und Orte wurden mit größtmöglicher Sorgfalt und nach bestem Wissen auf Richtigkeit und Genauigkeit geprüft. Eine voll-

ständige unabhängige Überprüfung war insbesondere bei persönlichen Erinnerungen, Gesprächen und anderen nicht dokumentierten Vorgängen naturgemäß nicht in allen Fällen möglich. Trotz sorgfältiger Prüfung kann daher keine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit sämtlicher Angaben übernommen werden.

Zum besseren Verständnis historischer und politischer Ereignisse, von Begriffen, Abkürzungen und Zusammenhängen wurden den einzelnen Kapiteln Endnoten mit Erläuterungen und weiterführenden Quellen am Ende des Buches hinzugefügt.

Russische Namen und Begriffe folgen grundsätzlich der Duden-Transkription aus dem Kyrillischen. Bei international etablierten oder von den betreffenden Personen selbst verwendeten lateinischen Namensformen wird von dieser Regel gegebenenfalls abgewichen, so bei Andrei Pivovarov oder Evan Gershkovich.

Im Text werden immer wieder Geldbeträge in Rubel genannt. Auf eine Umrechnung in D-Mark oder Euro wurde bewusst verzichtet, da sich der Wert der Währung über die Jahrzehnte massiv verändert hat. 1998 strich Russland nach Jahren hoher Inflation drei Nullen – aus 1000 alten Rubeln wurde 1 neuer Rubel. Ende 1998 entsprach ein Rubel nur noch rund 8 Pfennig. Die Abwertung setzte sich fort: 2005 war ein Rubel etwa 2,9 Eurocent wert, 2010 2,5 Cent, 2015 1,3 Cent, 2020 1,1 Cent und 2026 rund 1 Cent.

1

5:00 Uhr	Aufstehen
5:10 Uhr	Bettzeug und Matratze abgeben
5:15 Uhr	Morgengymnastik
5:30–6:30 Uhr	Frühstück
6:30–6:50 Uhr	Zeit zur freien Verfügung
6:50–7:30 Uhr	Erziehungsmaßnahmen
8:00 Uhr	Kontrollgang durch die Zellen und ärztliche Untersuchung
9:00–9:15 Uhr	Zeit zur freien Verfügung
9:15–10:30 Uhr	Schreiben von Briefen und Anträgen
10:30–11:30 Uhr	Mittagessen
11:30–12:30 Uhr	Erziehungsmaßnahmen, Lagerordnung wird verlesen
12:50–15:20 Uhr	Hofgang, Lagerordnung wird verlesen oder Radio gespielt
15:40 Uhr	Zeit zur freien Verfügung
16:30 Uhr	Abendessen
17:00–17:30 Uhr	Reinigung der Zelle
17:30–17:50 Uhr	Zeit zur freien Verfügung
17:50–18:40 Uhr	Erziehungsmaßnahmen, Lagerordnung wird verlesen
19:20–19:40 Uhr	Zeit zur freien Verfügung
20:00 Uhr	Durchsuchung
20:45 Uhr	Ausgabe des Bettzeugs und der Matratze
20:55 Uhr	Klappbett wird heruntergelassen
21:00 Uhr	Nachtruhe

Der Befehl, mich zu isolieren, muss von ganz oben gekommen sein – aus Moskau. So landete ich in der Strafkolonie IK-7 in Segescha, Karelien, knapp 500 Kilometer von St. Petersburg entfernt.¹ Nachdem ich anfangs in zwei verschiedenen Strafzellen untergebracht worden war, kam ich in Strafisolationshaft – Einzelhaft in einem sogenannten »zellenartigen Raum«. Einzelhaftzellen sind ein Gefängnis im Gefängnis. Dort sitzen vermeintlich renitente Häftlinge ein. In so einen Käfig mit einer Fläche von drei mal dreieinhalb Metern sperrte man mich – laut Gefängnisverwaltung »eine gute Zelle«. In der Mitte waren ein Tisch und eine Bank aus Metall mit dem Boden vernietet. Außerdem gab es eine Pritsche, die an der Wand befestigt und tagsüber hochgeklappt war, sowie ein kleines Schränkchen, das ich nicht brauchte, weil ich nichts besaß, was ich darin hätte aufbewahren können. Erlaubt waren nur eine Zahnbürste, Zahnpasta, Seife und Toilettenpapier. Ein Buch durfte ich ebenfalls besitzen, lesen jedoch nur zu den dafür vorgeschriebenen Zeiten. Die Kloschüssel war durch eine schulterhohe Trennwand abgeschirmt. Alles andere befand sich im Blickfeld der Überwachungskamera.

Obwohl ich bereits gefängnisprobt war, brauchte ich meine Zeit, um mich im karelischen Straflager zurechtzufinden. Nach eineinhalb Jahren Haft hatte ich mich zwar an die Gefängnisordnung gewöhnt, doch hier funktionierte alles anders. Ich wurde rund um die Uhr überwacht und gezwungen, Regeln zu befolgen, deren Einhaltung teilweise schier unmöglich war. Jeder Fehltritt wurde bestraft. Wenn man etwas schneller erledigte als in der dafür vorgesehenen Zeit und die verbleibenden Minuten nutzte, um ein Buch zur Hand zu nehmen, verstieß man gegen die Regeln. So erhielt ich eine Meldung – für ein Buch von Erich Maria Re-

marque. Ewig musste ich auf dem Boden sitzen, den Rücken an den Heizkörper gelehnt, denn das war erlaubt. Verboten war dagegen, sich auf dem Boden auszustrecken, obwohl er dafür sauber genug war, schließlich musste ich ihn drei Mal am Tag wischen. Nur während der Nachtruhe im Bett durften die Augen geschlossen sein. Sich hinzusetzen und die Hände in den Schoß zu legen, war ebenfalls verboten. Klappte man die Pritsche auch nur ein paar Minuten zu früh herunter und legte sich hin – sagen wir um 20:53 Uhr statt um 20:55 Uhr –, galt das bereits als Verstoß. Hinlegen durfte man sich um 20:55 Uhr, zudecken jedoch erst ab 21:00 Uhr.

In Einzelhaft muss man schon um 5:00 Uhr aufstehen, eine Stunde früher als die anderen. Man hat keine zwei Minuten Zeit, um die Matratze einzurollen und sich anzuziehen, schon geht die Tür auf, und man muss antreten. Dann wird die Zelle durchsucht, die Matratze hinausgetragen, die Pritsche hochgeklappt und an der Wand befestigt. Um 5:10 Uhr ist alles erledigt. Die Morgengymnastik nach den Anweisungen aus dem Lautsprecher besteht aus fünf einfachen Übungen für Nacken, Arme, Beine und Rücken. Andere Übungen, etwa Liegestütze oder Kniebeugen, sind verboten.

Um 5:30 Uhr wird das Frühstück ausgegeben. Einen Kühlschrank gibt es nicht, aber man kann Lebensmittel anfordern, die Angehörige mitgebracht haben und die getrennt aufbewahrt werden, wie gezuckerte Kondensmilch, Rosinen oder Nüsse. Im Gefängnisladen gibt es so etwas nicht. Dort ist das Sortiment deutlich bescheidener. Geliefert wird nur das Billigste, nichts Verderbliches. Für Delikatessen haben die meisten Häftlinge ohnehin kein Geld.

Als Nächstes steht eine »Erziehungsmaßnahme« auf dem Programm: Mehrmals täglich wird vom Band über Lautspre-

cher mit monotoner Stimme die Lagerordnung heruntergeleiert. Um 8:00 Uhr ist wieder Kontrolle: wieder auf dem Gang antreten, wieder die Durchsuchung der leeren Zelle mit dem Becher, der Zahnbürste und der Seife. Der Arzt erkundigt sich pro forma: »Alles in Ordnung?« Alle antworten mit »Ja«, Beschwerden werden nicht akzeptiert. Danach kommt ein Offizier, bei dem man zumindest theoretisch etwas einfordern kann. So geht das jeden Morgen.

Für 75 Minuten werden uns Kugelschreiber und Papier ausgehändigt. Die Möglichkeit, Briefe und Gesuche zu schreiben, nutze ich maximal aus. In weiteren 20 Minuten, die man zur freien Verfügung hat, darf man weiterschreiben. Zwischen 10:30 und 11:30 Uhr wird das Mittagessen ausgegeben, für das man 30 Minuten hat. Eigentlich ist es noch Morgen, aber wenn man seit fünf Stunden wach ist, fühlt es sich bereits wie Mittag an.

Zum Nachtschicht wird noch einmal die Aufnahme mit der Lagerordnung abgespielt, bevor es nach draußen in einen der Höfe geht. Der Hofgang ist der Höhepunkt des Tages – das einzige Mal, dass man garantiert aus der Zelle an die frische Luft kommt. Mit Glück landet man in einem Betonhof von vier mal fünf Metern, mit Pech in einem winzigen von eineinhalb mal drei Metern. Der große Hof macht einem Mut, der kleine zieht einen runter. An den Mauern stehen Aufschriften, die später übermalt werden sollten, zum Beispiel: »1 Jahr Arrestzelle abkacken.« Die Häftlinge rufen einander laut über die hohen Betonmauern zu:

»Wann ist deine Einzelhaft vorbei?«

»In drei Monaten.«

»Bei mir 2027.«

Der Hofgang dauert genau eine Stunde. Wenn der Hof noch belegt ist, darf man manchmal beim Warten Radio

hören. Draußen kann man im Kreis laufen. Ich renne und mache Liegestütze. Es ist verboten, die Jacke aufzuknöpfen. Nimmt man auch nur kurz die Mütze ab, dauert es keine 30 Sekunden, bis es heißt: »Gefangener, was machen Sie da?«

Der Winter in Karelien ist bitterkalt. Auf den Betonböden der Höfe bilden sich Eiskrusten, sodass man leicht ausrutschen und stürzen kann. Beim Sport wird einem sofort heiß, und der Schweiß fließt in Strömen. Danach kann man das T-Shirt regelrecht auswringen. Täglich die Wäsche zu wechseln ist allerdings nicht möglich: Ersatzkleidung darf nicht in der Zelle aufbewahrt werden und Zugang zur Kleiderkammer erhält man nur auf Antrag. Meine Socken wasche ich jeden Tag und trockne sie auf der Heizung, wobei nie sicher ist, ob sie bis zum nächsten Morgen tatsächlich trocken sind.

Nach dem Hofgang wird erneut 60 bis 90 Minuten lang die Aufnahme mit der Lagerordnung abgespielt. Macht man auch nur kurz die Augen zu, gibt es sofort eine Meldung. Vor dem Abendessen um 16:30 Uhr gibt es 20 Minuten zur freien Verfügung. Danach sind 20 Minuten für das Aufräumen der Zelle vorgesehen, obwohl ich allein bin und die Zelle so sauber ist, dass man vom Fußboden essen könnte. Anschließend bekommt man ein weiteres und letztes Mal an diesem Tag 20 Minuten zur freien Verfügung. Sport ist in dieser Zeit allerdings verboten, das wird als Fluchtvorbereitung gewertet. Danach folgen noch eine Stunde und 15 Minuten, die ausschließlich für Korrespondenz vorgesehen sind.

Abends wird wieder die Lagerordnung abgespielt und zur Abwechslung auch mal Radio. Gegen 20:00 Uhr gibt es einen weiteren Zellenrundgang. In dieser Zeit kann man versuchen, heimlich etwas zu lesen – in der Hoffnung, dass ge-

rade niemand vor den Monitoren sitzt. Aber das ist riskant. Um 20:50 Uhr bekommt man seine Matratze und Tabletten ausgehändigt, darunter das Antidepressivum Amitriptylin, für einen festen Schlaf. Die Pritsche ist noch hochgeklappt und mit einem Bolzen an der Wand befestigt. Von außen wird der Verschluss gelöst, die Ketten bekommen Spiel, und die Pritsche wird an ihnen heruntergelassen. Hinlegen darf man sich erst fünf Minuten vor der offiziellen Nachtruhe. Die Häftlingskleidung muss vorher vorschriftsmäßig gefaltet werden. Hose und Hemd sind ordentlich auf der Bank oder dem Tisch auszulegen.

Die Überwachung wird hier ins Absurde getrieben. Die Mitarbeiter folgen einer einfachen Logik: »Ich mache dich fertig, damit ich nicht fertiggemacht werde.« Nothing personal. Mit den Offizieren lässt sich nicht lange diskutieren: »Das wird der Chef aber nicht gern sehen.« Mit dem Vorgesetzten erst recht nicht: »Verstehst du, wenn Moskau Wind davon bekommt, sind wir alle dran.«

Das Leben in Einzelhaft ist die reine Geometrie. Ein Hocker, ein Tisch, eine Pritsche, eine Tür, eine Essensklappe. Keine Zufälle. Die Zeit folgt hier ihren eigenen Gesetzen. Alle Handlungen sind auf die Minute genau getaktet, und man verschwendet keinen Gedanken daran. Dafür kommen einem Dinge in den Sinn, die man fast vergessen hatte: nicht die Verhaftung oder das Gerichtsverfahren, sondern beispielsweise die Leningrader Kommunalka,² in der man seine Kindheit verbracht hat.



Ich wurde 1981 in Leningrad³ (seit 1991: St. Petersburg) in eine typische Leningrader Akademikerfamilie hineingebo-

ren. Die ersten Jahre lebten wir mit den Eltern meines Vaters im Stadtzentrum, in einer Kommunalka an der Ecke Newski-Prospekt und Majakowski-Straße. Mein Großvater war habilitierter Ingenieurwissenschaftler, Professor an der Baltischen Staatlichen Technischen Universität und am Aufbau des Leningrader Fernsehens beteiligt. Er durfte ins Ausland reisen und brachte von seinen Reisen Souvenirs aus Afrika mit nach Hause. Ich erinnere mich an kleine Figuren aus geheimnisvollen Ländern und an eine Sammlung bunter ausländischer Streichholzschachteln im Vitrinenschrank. Meine Großmutter war ebenfalls Wissenschaftlerin, gab ihre Arbeit jedoch nach der Geburt meines Vaters und seines Bruders auf.

Mein Vater ist promovierter Physiker und hat über Quarzglas geforscht. In den 1990er-Jahren wechselte er in den Lehrerberuf und arbeitet bis heute am Akademischen Gymnasium der Staatlichen Universität St. Petersburg, dem früheren Internat Nr. 45. Das ist eine der wenigen Schulen in Russland mit physikalisch-mathematischem Schwerpunkt für hochbegabte Jugendliche und Preisträger wissenschaftlicher Schülerolympiaden – für zukünftige Ausnahmeforscher. Wenige Jahre nach mir machte auch der Telegramm-Gründer Pawel Durow seinen Abschluss an dieser Schule. Mein Vater leitete dort das Schullabor für Experimentalphysik. Meine Mutter arbeitete als Ingenieurin im Bauwesen. Ich besuchte sie manchmal bei der Arbeit, und gelegentlich erlaubte sie mir, am Computer zu spielen. Für mich war das das Größte.

Unsere Familie lebte in drei Zimmern einer riesigen Sechs-Zimmer-Wohnung. Das Haus war uralt. Die Decken waren hoch und mit Stuck verziert, die Zimmer gingen ineinander über. Im mittleren Zimmer befand sich das Wohn-

zimmer mit Fernseher und großem Esstisch – dort wohnte mein älterer Bruder. Rechts davon lebten die Großeltern, links meine Eltern und ich. Als ich zehn oder elf Jahre alt war und wir bereits umgezogen waren, erfuhr ich, dass einst die ganze Wohnung unserer Familie gehört hatte. Nach der Oktoberrevolution 1917 waren nach den sowjetischen Regeln des »verdichteten Wohnens«⁴ weitere Bewohner einquartiert worden.

Mehrere meiner Vorfahren waren Opfer sogenannter »stalinistischer Säuberungen«⁵ geworden. In derselben Wohnung, in der ich meine Kindheit verbrachte, hatten vor der »Verdichtung« Angehörige meiner Großmutter gelebt – die Familie des Holzindustriellen Parmen Markowitsch. Er war ein erfolgreicher Unternehmer und verbrachte in den 1920er-Jahren viel Zeit in den USA. Seine Frau wollte nicht auswandern. In Russland besaßen sie schließlich eine Wohnung, eine Datsche⁶ und ihr gewohntes soziales Leben. Als Markowitsch endgültig zurückkehrte, brachte er zwei Eisenbahnwaggons voller persönlicher Dinge mit, die sofort beschlagnahmt wurden. Einige Jahre durfte er noch zu Hause leben, 1937 wurde er schließlich verhaftet und zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt. 1947 kam er frei und starb nur wenige Jahre später.

Mein Urgroßvater väterlicherseits, Nikolaj Wiktorowitsch Wolkow, unterrichtete Russisch und Literatur an der Militärakademie der Fernmeldetruppe am Tichorezki-Prospekt. 1937 wurde ihm auf Parteiversammlungen immer häufiger vorgeworfen, die russischen Klassiker falsch zu interpretieren und ein Offizier der sogenannten »Weißen Armee«⁷ gewesen zu sein. Zur gleichen Zeit begann eine Welle von Verhaftungen unter den Lehrkräften und Mitarbeitern der Akademie. Nikolaj Wiktorowitsch war gut mit dem

Rektor befreundet, und nach einer der Versammlungen gab dieser ihm zu verstehen, dass man höchstwahrscheinlich auch ihn bald abholen würde. Wenn er sich jedoch vorher das Leben nähme, bekäme er ein feierliches Begräbnis und seine Familie bliebe verschont. Mein Urgroßvater beging Selbstmord. Bei seinem Begräbnis spielte tatsächlich ein Orchester, und seine Familie wurde in Ruhe gelassen.

Meine Großmutter mütterlicherseits hatte die Leningrader Blockade⁸ überlebt. Als junge Frau half sie, Kinder aus der Stadt zu evakuieren, und blieb selbst während der gesamten Blockade in Leningrad. Ihr Mann, mein Großvater, war an der Front. Nach dem Krieg wurde er Direktor eines großen wissenschaftlichen Forschungsinstituts. Sie hatten drei Töchter, eine davon war meine Mutter. Meine Großmutter lebte fast bis zur Jahrtausendwende und sprach nie über die Blockade. Erst später erfuhr ich, dass ihr erstes Kind, ein Junge, diese Zeit nicht überlebt hatte. Wie bei fast allen St. Petersburgern wurde die Erinnerung an die Blockade auch in unserer Familie gepflegt. Von allen sowjetischen Feiertagen begingen wir nur den vom Ende der Leningrader Blockade am 27. Januar und den Tag des Sieges der Sowjetunion über das nationalsozialistische Deutschland am 9. Mai.⁹

Meine Eltern waren nicht in der Partei, und die Gespräche zu Hause atmeten kaum den Geist der sowjetischen Nachrichten. Doch mich, noch ein Kind, versuchte niemand aufzuklären. Ich wuchs auf wie alle anderen: Im Kindergarten hing ein Porträt Lenins an der Wand, im Fernsehen lief tag- ein, tagaus derselbe Käse. Ich weiß noch, wie ich einmal beim Essen ganz ernst proklamierte: »Wenn Lenin nicht gewesen wäre, würden wir alle im Stall leben.« Die Erwachsenen mussten schmunzeln, sagten aber nichts. 1987 verstan-

den sie, dass man einem Sechsjährigen lieber nicht erklärt, wie die Dinge wirklich liegen. 1991, während des Augustputsches,¹⁰ schickten sie mich mit meiner Großmutter auf die Datsche, während sie selbst auf die Barrikaden vor dem Mariinski-Palast¹¹ gingen.

Wenn einem schon im Kindergarten die Liebe zu »Großvater Lenin« eingeimpft wird, man zu Hause aber nach und nach erfährt, wie die Bolschewiki mit der eigenen Familie umgegangen sind, wächst der Hass auf die Kommunisten und Stalinisten ganz von selbst. Für mich sind Menschen, die Josef Stalin hochhalten, entweder für das Regime tätig oder einfach dumm. Das ist wie ein Lackmustest. Von Kindheit an hatte ich ein tiefes Misstrauen gegenüber staatlicher Propaganda. Jeder offiziellen Darstellung wollte ich auf den Zahn fühlen. Die Ideen von Freiheit und selbstständigem Denken hatten mich längst gepackt, auch wenn mir das damals noch gar nicht bewusst war.

1989 bekam mein Großvater als Professor und habilitierter Wissenschaftler eine eigene Wohnung in einer der besten Gegenden der Stadt zugeteilt, und so zogen wir in die Bolschaja Konjuschennaja um, die damals noch Scheljabow-Straße hieß. In der Nachbarschaft lag die im 18. Jahrhundert gegründete Petrischule, die ich mehrere Jahre besuchte.¹² Danach wechselte ich an das Humanistische Gymnasium des Russischen Museums am Platz der Künste mit seiner prächtigen Fassade, den Legenden über berühmte Künstler und einer langen Reihe prominenter Absolventen. Ein begnadeter Lehrer unterrichtete uns in Kunstgeschichte, Alexej Grigorjewitsch Bojko. Er war etwas untersetzt, trug einen Schnauzer und strahlte eine Heiterkeit aus, die von Herzen zu kommen schien. Uns Kindern begegnete er auf Augenhöhe, verstand es, uns für sein Fach zu begeistern,

und nahm uns auf Führungen und Exkursionen mit. Viele Jahre später, während meiner ersten ernsthaften Verhaftung, besuchte er das Gerichtsverfahren, um mir beizustehen. Die Schule war hervorragend. Dort fand ich Freunde, erste Liebschaften und erlebte sogar einen Besuch von Margaret Thatcher. In der Oberstufe wechselte ich allerdings an das Akademische Gymnasium, an dem mein Vater arbeitete, um mich auf das Studium vorzubereiten.

Die neue Schule befand sich in Peterhof, einer Vorstadt von St. Petersburg. Die Lehrer waren Universitätsdozenten, und die Abschlussprüfung galt zugleich als Aufnahmeprüfung für die Staatliche Universität St. Petersburg. Wer die Schule erfolgreich abschloss, bekam automatisch die Zulassung, dort Physik, Chemie, Biologie oder an einigen anderen Fakultäten zu studieren. Hochbegabte Jugendliche aus dem gesamten Nordwesten kamen hier zusammen. Meine Mitschüler lebten im Wohnheim, während ich jeden Tag dorthin pendelte. Von unserer Wohnung in der zentral gelegenen Bolschaja Konjuschennaja raste ich morgens los, um den Zug um 8:05 Uhr zu erwischen, der mich nach Peterhof brachte. Der Unterricht begann um 9:30 Uhr und endete gegen 16:00 Uhr. Die Rückfahrt dauerte weitere eineinhalb bis zwei Stunden. Es fuhren weder Busse noch Schnellzüge. In den letzten beiden Schuljahren wohnte ich schließlich ebenfalls im Wohnheim und fuhr nur noch am Wochenende nach Hause.

Die Schule war sehr anspruchsvoll. Jeder aus unserer Klasse mit dem Schwerpunkt Physik und Mathematik wird sich sein Leben lang an unsere Chemielehrerin Irina Michajlowna Luzkaja und ihren Lieblingssatz erinnern: »Für eine Eins in Chemie ist nur der liebe Gott gut genug, und ich höchstens für eine Zwei. Aus euch will ich wenigstens

Dreien herausholen.« Im ersten Halbjahr gab es in unserer Klasse mehrere Fünfen, ein Meer von Dreien und immerhin einige wenige Einser. Für diejenigen, die als Einserschüler nach einem strengen Auswahlverfahren ins Internat aufgenommen worden waren, brach eine Welt zusammen. Gegen Ende des ersten Schuljahres mussten einige die Schule verlassen, und der Rest hatte sich immerhin auf eine Drei hochgearbeitet. Der Chemiestoff von damals sitzt bis heute.

Im Abschlussjahr klotzte ich ordentlich ran. Ich hatte es schwerer, weil die Abschlussprüfungen unserer Schule für ein Wirtschaftsstudium an der Staatlichen Universität St. Petersburg nicht angerechnet wurden. Aber ich schaffte die Aufnahmeprüfung und wurde im Studiengang Wirtschaftskybernetik an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät immatrikuliert. Mit mir begannen Absolventen der besten physikalisch-mathematischen Schulen des Landes ihr Studium. Viele von ihnen machten später Karriere im Finanzwesen, in der IT-Branche oder in großen Staatsunternehmen. Aber etwa die Hälfte der klügsten Köpfe wanderte aus.

So anspruchsvoll die Schule auch war, sie nahm nicht meine ganze Zeit ein. Von der 9. bis zur 11. Klasse war ich Fan der Rockband Alisa. Ich sah aus wie ein typisches Groupie: zottelige Haare, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet. Die Alisa-Fans lagen ständig mit den Skinheads im Clinch, über die die übelsten Geschichten kursierten. Ich weiß noch, wie wir Ende der 1990er-Jahre gewarnt wurden, an Adolf Hitlers Geburtstag lieber nicht das Haus zu verlassen, weil Rechtsextreme aus dem ganzen Land auf den Straßen St. Petersburgs herumlungern würden.¹³

Das alles spielte sich vor meinen Augen ab und zog mich in seinen Bann. Die »Rechten« galten als »hart« und »echt«.

Ich suchte keinen Anschluss, wollte aber verstehen, woher ihre Ideen kamen. Damals lebte ich regelrecht in einer Buchhandlung, die auf militärhistorische Fachliteratur spezialisiert war. Neuerscheinungen konnte ich mir nicht leisten, doch in der Antiquariatsabteilung fand ich viele Publikationen zu reduzierten Preisen. Zu einem meiner Geburtstage bearbeitete ich meine Mutter so lange, bis sie mir das Geld für eine zwölfbändige Ausgabe von Dokumenten der Nürnberger Prozesse gab. Ich freute mich wie ein Schneekönig, als ich die Bände mit letzter Kraft nach Hause geschleppt hatte.

Später sollte ich durch den Fußball noch viel näher mit der rechten Szene in Berührung kommen. Im Jahr 2000 wurde ich Fan von Zenit St. Petersburg, ein Jahr später ein richtiger Ultra.¹⁴ In vielerlei Hinsicht hatten mich Bücher und Filme dorthin geführt. Einer davon war *Trainspotting*, die Geschichte einer Gruppe von jungen Außenseitern im Hafenviertel von Edinburgh. Drogen, Kleinkriminalität, Lebensdramen – manches war abstoßend, manches komisch, vor allem aber erzählte der Film eindrücklich davon, dass selbst in den schlimmsten Situationen noch eine Chance steckt und letztlich alles von den eigenen Entscheidungen abhängt. Und er erzählte er auch davon, dass man die Finger von Drogen lassen sollte.

Die britische Subkultur erschien mir als der perfekte Lebensentwurf: Du feierst deine Stadt und deinen Verein, hörst angesagte Musik, gehst auf Konzerte. Eines Tages sagte mein Freund Alexej zu mir: »Du hast doch Irvine Welsh gelesen? Komm mit ins Stadion, um die Jungs kennenzulernen.« So entstand unsere Community. Es gab einen unausgesprochenen Ehrenkodex: Wir repräsentieren unser Team, also betrinken wir uns nicht, lassen uns nicht gehen und halten den Dresscode ein. Geld hatten wir nicht viel, und die

Klamotten mussten wir im Secondhandladen kaufen, aber es war der Versuch, zumindest einen halben Kopf über das Grau in Grau um uns herum hinauszuwachsen. Wie Edinburgh besaß auch St. Petersburg eine lebendige Clubszene. Am Sonntag traf man schon mal beim Fußball jemanden, mit dem man erst am Abend zuvor im selben Club feiern war. Und schon fühlte man sich als Teil einer eingeschworenen Gemeinschaft.

Ich schloss mich einer Fangruppe von Zenit an. Die Petersburger Fanszene war damals, so nahm ich es wahr, überwiegend rechts geprägt. Fußball stand an erster Stelle, doch viele vertraten rechte Ansichten. Vielleicht war das mein jugendlicher Protest: Ich stammte aus einer Akademikerfamilie, meine Kommilitonen waren belesen und friedlich. In der Fanszene begegnete ich Menschen aus einem völlig anderen Milieu. Einige kamen gerade von der Armee, andere hatten eine Berufsschule besucht, nur wenige studierten. Der Sprecher der Gruppe und sein engstes Umfeld waren gebildet und standen mitten im Berufsleben. Aber es gab dort nicht viele Intellektuelle, gemeinsame Interessen hatten wir kaum. Was uns verband, war etwas anderes: die bedingungslose Loyalität zum Verein, der Teamgeist. Mich faszinierte dieses Gefühl von Brüderlichkeit und Courage.

Anfang der 2000er wurden die Fans noch wenig von der Polizei ins Visier genommen, und wir spielten ständig mit dem Feuer. An eine Aktion erinnere ich mich bis heute als meinen kleinen persönlichen Triumph. Zu einem Spiel reisten Fans von Torpedo Moskau an. Üblicherweise wurden sie morgens vor dem Stadion hinter den Kontrollschleusen zusammengepfercht und anschließend unter Polizeibegleitung zum Gästeblock gebracht. Ich ging zu den Bullen und sagte: »Guten Tag, wir sind aus Moskau und wollen zum

Spiel.« Wie erwartet hakten sie nicht großartig nach, sondern fragten nur:

»Wie viele seid ihr?«

»Drüben sind unsere Jungs.«

Die Jungs nickten sofort energisch: »Ja, ja, wir kommen aus Moskau.«

So gaben wir uns als organisierte Torpedo-Fans aus. Fanartikel oder Logos hatten wir zwar keine, aber anhand der Kleidung konnte man uns eigentlich nicht davon unterscheiden. Unsere ganze Gruppe wurde auf die Gästetribüne von Torpedo gelassen. Die Moskauer schauten uns zwar misstrauisch an – sie kannten sich schließlich untereinander –, doch keiner verpiff uns an die Bullen. Wir setzten uns etwas weiter oben hin und warteten auf den Anpfiff. Allmählich wurde klar, dass wir nicht zu ihnen gehörten. Die ersten spitzen Bemerkungen fielen, allerdings ohne jede Aggression. Uns war klar, dass wir dort nicht lange durchhalten würden. Also standen wir schlagartig gemeinsam auf, rissen die Arme hoch und skandierten: »Zenit!« Im Fanblock von Zenit herrschte erst Verblüffung, dann Begeisterung. Die Torpedo-Fans waren entrüstet und wir – wie im Rausch. Die Polizei reagierte schnell. Wir wurden umstellt und aus dem Stadion geführt. Aber unsere Mission hatten wir erfüllt. Wir waren auf der Gästetribüne gewesen und hatten direkt vor der Nase der gegnerischen Fans unseren Verein gefeiert – besser ging es nicht.

In Wirklichkeit besteht das Leben eines Ultras nicht nur aus endlosen Schlägereien. An einem wichtigen Spieltag trafen wir uns morgens in einem unscheinbaren Café, und dann begann das eigentliche »Spiel«: die Suche nach unseren Gegenspielern. Als kleine, unorganisierte Gruppe zogen wir einfach durch die Straßen und hofften auf den Zufall. Besser

organisierte Gruppen fuhren in Autos durch die Stadt und suchten gezielt nach den Fans der gegnerischen Mannschaft. Das Ziel war simpel: eine Gruppe gegnerischer Fans aufzuspüren und anzugreifen, eine Prügelei nach den eigenen Regeln des »Fair Play« anzuzetteln, wenn man das bei einem Straßenkampf überhaupt so nennen kann. Zu wirklich ernstesten Zusammenstößen kam es allerdings selten. Pro Saison gab es vielleicht ein paar Fälle, in denen Hooligans gegnerischer Mannschaften aufeinander losgingen. In jenen Jahren kam es in St. Petersburg zu etwa drei solcher Massenschlägereien. Viel häufiger waren kleinere Auseinandersetzungen: ein Gerangel in der Metro oder ein Fanmarsch, dessen hinteren Abschnitt die Polizei kassierte. Das war ein Katz-und-Maus-Spiel: Du suchst sie, sie suchen dich, und die Polizei macht gleichzeitig Jagd auf alle. Der Adrenalinkick bestand darin, den Gegner auszutricksen, ihm einen Schritt voraus zu sein und genau dort aufzutauchen, wo niemand mit einem rechnete. Es gab Fangruppen, die Busse mieteten, um durch die Stadt zu rasen und ständig den Standort zu wechseln. Heute, bei praktisch lückenloser Videoüberwachung auf den Straßen, ist davon fast nichts mehr übrig. Geblieben sind höchstens vereinzelte verabredete Schlägereien im Wald.

Allmählich hörte die Fanszene auf, eine Gegenkultur zu sein. Das Kämpfen rückte zunehmend in den Vordergrund, und es ging deutlich härter zur Sache. Kampfsportler stießen dazu, die sich weniger für das Spiel interessierten als für das Kämpfen und darin entsprechend gut waren. Es ging nicht mehr um Fußball und Courage, und ich verlor das Interesse. Meine Zeit in der Kurve war vorbei. Ohnehin stand ich kurz vor dem Studienabschluss und merkte, dass es langsam an der Zeit war, mich ernsthaft um einen Job zu kümmern. Die

Aussichten waren gut: Banken, Unternehmensberatungen, die klügsten Kommilitonen gingen in den Bereich Audit. Es war völlig klar, dass man dort nicht mit einem Veilchen oder einer gebrochenen Nase auftauchen konnte.

Als ich anfang, mich für Fußball zu begeistern, teilte ich viele der rechtskonservativen Ansichten in der Fanszene. Ein Nationalist war ich jedoch nie, so beteiligte ich mich nie an den sogenannten »Russischen Märschen«.¹⁵ Im Gegenteil: Der Familientradition folgend empfand ich Sympathie für die Demokraten. Etwa zur selben Zeit kam ich über Aktivismus, kreative Protestaktionen und meine erste Verhaftung mit der Politik in Berührung. Doch gerade der Block hatte mir das nötige Selbstvertrauen gegeben. Dort lernte ich, Straßenaktionen zu organisieren und sie zu einem Happening zu machen.

Man könnte meinen, das seien einfach nur drei voneinander getrennte Bereiche meines Lebens gewesen: meine Familie, das Leben als »Zwölfter Mann« und die Politik im öffentlichen Raum. Damals hätte ich mir nicht im Traum vorstellen können, dass all das ein Vorspiel dessen war, was noch kommen sollte.